

„Im Schatten sah ich ein Blümchen stehn“

Christiane Vulpius starb vor 150 Jahren

„Dein Garten steht gegenwärtig in seiner großen Pracht; es steht Blüthe an Blüthe. Die Rabatten vor Deinen Fenstern schmücken die schönsten gefüllten Tulipanen, deren Farben die Kaiserkronen verdunkeln. Alles reift der Vollkommenheit entgegen.“

Das ist Christiane Vulpius; ein Geschöpf des Sommers. An einem Sommerabend ist sie geboren worden und an einem Sommerabend wird sie sterben. Es war Sommer, als sie Goethe begegnete und ohne zu zögern seine Geliebte wurde. Sie war anfänglich auch nicht mehr gewesen als nur eine Sommerlaune des Olympiers. Der Neunundreißjährige war von einem langen Aufenthalt in Italien nach Weimar zurückgekehrt. Er war weiter geworden, freier, lebendiger, interessierter, er kam erfüllt von neuen Eindrücken, neuen Plänen. Er hatte sich verändert. Weimar war gleich geblieben, stumpf, eng, muffig, eine Kleinstadt voll von bösem Klatsch. Da begegnete ihm am 12. Juli 1788 — sie werden beide diesen Tag immer feiern — im Park von Weimar die dreißigjährige Arbeiterin aus der Bertuchschen Blumenfabrik, Christiane Vulpius:

„Ein bräunliches Mädchen, die Haare fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab, dunkle Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.“

Was Christiane auch immer sonst gewesen oder nicht gewesen sein mochte nach Ansicht der Weimarer Gesellschaft, eines war sie gewiß, sie war das Gegenteil dieser Gesellschaft, sie war frisch und unbeschwert, unbelastet und fröhlich, ein vollendetes Stück Natur. So empfand Goethe sie: „Im Schatten sah ich ein Blümchen stehn.“

Die Weimarer Gesellschaft hätte sich nicht erregt, wenn er das Blümchen Christiane gepflückt und dann weggeworfen hätte, sie war ja, wie man sagte, ein Mädchen aus niederem Stand und darum zur Nutznießung für die Großen bestimmt. Empörend war, daß er das Blümchen ausgrub und bei sich einpflanzte. Er nahm Christiane in sein Haus und bald wurde ihm August geboren. Dem Herrn Geheimrat, Minister und Freund des Fürsten wurde mit der Zeit dieser gesellschaftliche Fauxpas verziehen; Christiane nie. Sie hat den Rest ihres Lebens kaum etwas

anderes von Goethes Freunden erfahren als Boykott, Infamie, Verachtung und Hohn.

„Stellen Sie sich vor“, schreibt Frau von Stein einer Freundin, „daß die Jungfer Vulpius mir eine Torte zum Geburtstag geschickt hat. Goethe ist ein ungeschickter Mensch. Konnte er denn nicht ein Zettelchen dazu schreiben, anstatt daß die Magd mit dem Kuchen und einem Kompliment der Mademoiselle Vulpius, eben da ich Besuch hatte, mir ins Kabinett trat! Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeschichte, wo ich darüber ausgelacht werde.“

Jede Bewegung Christianes wurde mißdeutet, jedes ihrer Worte mißverstanden, was sie tat oder unterließ, hämisch kommentiert. Frau von Stein sprach von ihrer „gemeinen Magdnatur“, Frau von Arnim betitelte sie als „wahnsinnige Blutwurst“. Das Großartige an Christiane war, daß sie alles dieses ertrug, aber nie erwiderte.

„Ich habe nie gehört, daß sie von anderen Böses sprach“, schrieb Elisa von der Recke.

„Das eben gefällt mir an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war“, schrieb Goethe zwanzig Jahre nach seiner Begegnung mit ihr.

Natürlich vermochte Christiane nicht Goethes geistigen Höhenflügen zu folgen, doch sie war so klug — welch seltene Klugheit! —, daß sie es wußte und darum auch gar nicht den Mitflug versuchte. Sie blieb auf der Erde stehen, fest, mit beiden Füßen. Natürlich las sie auch nie ein Buch Goethes, doch sie sorgte für ihn. Sie putzte seine Fenster, kochte sein Essen, räumte seine Stuben auf und füllte sie mit Fröhlichkeit. Und wenn sie vielleicht darunter litt, daß er anderen Frauen „Äuglein“ machte, gezeigt oder gesagt hat sie ihre Eifersucht nie. Sie gebar ihm Kinder und beerdigte diese Kinder. Beides, ohne Aufhebens zu machen. Sie durchtanzte die Nächte und die Schuhe und schrieb es in schöner Offenheit dem Abwesenden. Und der Vierundfünfzigjährige war noch so verliebt in die Gefährtin der letzten fünfzehn Jahre, daß er bat: „Schick mir deine durchtanzten Schuhe, daß ich wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann.“

Sie weinte ihr Kopfkissen naß, als sie von anderen hörte, Goethe werde bald heiraten. Auf den Gedanken, daß er sie heiraten werde, kam sie

nicht. Sie blieb, was sie von der ersten Stunde mit ihm an gewesen war, die fraglos und forderungslos Liebende, und ihre Liebe war nicht getrübt durch irgendwelche Sentimentalität. „Ich bin dein Hase und möchte immer nur bei dir sein. Ohne dich ist mir alle Freude nichts. Ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme ausstehen, als ohne dich sein.“

Auch Goethe wäre gewiß nicht auf den Gedanken gekommen, Christiane zu heiraten, ohne die Nacht um den 15. Oktober 1806. Doch nach der Schlacht von Jena, als Weimar überfüllt war mit französischer Einquartierung, wurde er nachts von zwei französischen Soldaten in seinem Schlafzimmer überfallen. Christiane rettete ihn durch ihre Geistesgegenwart und durch ihre Tapferkeit. Da begriff der Olympier schließlich dann doch, was er an ihr besaß, und am 19. Oktober wurde der siebenundfünfzigjährige Geheimrat mit der zweiundvierzigjährigen Mamsell „in allhiesiger Fürst. Hofkirchen Sacristey von dem Herrn Oberconsist. Rath Günther in der Stille copuliert“, wie es im Taufregister zu lesen ist. August, der siebenjährige Sohn, war etwas verlegener Zeuge der heiligen Handlung.

Für Christiane änderte sich nur eines: sie durfte von da ab an Goethes Tisch auch dann mitessen, wenn er Gäste hatte. Die Weimarer Gesellschaft erkannte die Frau Geheimrat ebensowenig an, wie sie die Mamsell anerkannt hatte. Es gab nur ein, zwei Häuser, die sich ihr öffneten; der Hof war nicht darunter. Christiane fragte nicht danach und nahm Tanzunterricht.

In ihrem zehnten Ehejahr erkrankte er, und ihr der Tod die Tanzschuhe, und auch Spültuch, Putztuch und Kochlöffel.

Am 29. Mai 1816 erkrankte sie plötzlich. Ihr Geist, ihr Gemüt umdüstern sich. Am 6. Juni gegen Mittag löscht ihr Leben aus. Johanna Schopenhauer, deren Haus als eines der wenigen ihr nie verschlossen gewesen war, schrieb: „Der Tod der armen Goethe ist der furchtbarste, den ich je nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloser Krankenschwägerinnen, ist sie, fast ohne Pflege, gestorben, keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugeedrückt, ihr eigener Sohn ist nicht zu bewegen gewesen, zu ihr zu gehen, und auch Goethe selbst wagte es nicht. Reden konnte sie nicht, sie hatte sich die Zunge durchgebissen.“

Goethe notierte in seinem Tagebuch am 6. Juni als erstes, daß er gut geschlafen habe.